Klub mit der größten Bar der Welt und das Imperial Hotel in Tokio. Das letztgenannte verdient den merkwürdigen Ruf, zwar hinsichtlich seiner architektonischen Anlage das seltsamste Hotel der Welt, aber auch ein Treffpunkt der besten internationalen Gesellschaft zu sein.

Ein ebenso smarter wie phantastischer amerikanischer Architekt erbaute dieses Hotel. Er glaubte damit einerseits der dem abendländischen Geiste rätselhaft erscheinenden japanischen Seele ein — nach seinen Begriffen — würdiges Denkmal gesetzt zu haben, indem er alles an seinem Bauwerk möglichst komplizierte und verworren gestaltete, und andererseits durch diese betonte Eigenart gerade die zivilisatorischen Normen überdrüssigen Teile der internationalen Gesellschaft anzulocken. Letzteres scheint ihm gelungen zu sein. Im wallenden weißen Gewande wandelte im vergangenen Sommer der bärtige Rabindranath Tagore sinnend durch die Lotusblumenpracht des Hotelparks. Verbittert, daß ihn die amerikanischen Einwanderungsbehörden wie irgend einen hergelaufenen Inder und ohne Respekt vor seiner geistigen Wesenheit zu behandeln gewagt hatten. Ausgerechnet vom Imperial-Hotel sandte er seine Proklamation an das erwachende Asien, nicht die Lebensbedingungen des verderbten Abendlandes anzuprangern. Braungebrannt von der tibetanischen Sonne saß Teddy Roosevelts Sohn Kermit im Bestibül und erzählte einem jungen englischen Ingenieur, dem Sohn Lloyd Georges, wie er zusammen mit seinem Bruder Theodor junior in der Provinz Szechnan seltsame Tiere gejagt hatte und von den Eingeborenen als „Prinz von Amerika" behandelt worden war. Ja, und Sven Hedin ließ sich im Imperial von seinem Leibarzt, Dr. Hummel, seine Neuralgie kurieren. Graf Aloisi, der italienische Gesandte am japanischen Kaiserhof, schritt elegant und lächelnd über die jeden Schritt dämpfenden Teppiche der Empfangsräume. Auch die Originale fehlen nicht. Philantropen und Weltverbesserer vom Schlage des steinreichen Winifred Hol-Mather, der sich in den Kopf gesetzt hat, eine Weltbewegung zur Bekämpfung der Blindheit zu organisieren. Und dann der übliche Troß von Journalisten, Welt- und Honigmondreisenden aus aller Herren Länder. Reporter großer japanischer Tageszeitungen belagern stundenlang die Hotelhalle, um sich auf neu angekommene Gäste aus der Welt, in der man sich nicht langweilt, zu stürzen. Viel könnte sie erzählen, die Imperial-Halle des verrücktesten Hotels der Welt, jedoch sie schweigt.

Wie anders als absonderlich soll man es nennen, wenn das Hotel einem Labyrinth gleicht, in dem sich einigermaßen zurecht zu finden fast unmöglich erscheint. Alle Gäste, die eine Nacht in ihm verbrachten, sind sich darüber einig. Vor allem die mit ausgeprägtem Ortssinn. Man findet keine Tür im ganzen Imperial, dort wo sie ein logisch geschulter Abendländer vermutet. Ein skandinavischer Journalist, der sich mehrere Wochen im Hotel aufhielt, gestand beschämt, sich immer noch nicht zurecht zu finden. Das Zimmer Nr. 336 liegt beispielsweise von Nr. 338 unendlich weit durch mehrere Korridore getrennt. Sucht man eine Toilette auf, so muß man gewärtig sein, ein amerikanisches Hochzeitspärchen in Nr. 337 aufzuscheuchen. Denn Türschildchen gibt es hier nicht. Gänge gehen auf und nieder. Gewundene Treppen und surrende Fahrstühle vermehren noch den allgemeinen Wirrwarr. Sämtliche Lampen verbreiten ein so gedämpftes Licht, wie es gemeinhin in Opiumhöhlen zu herrschen pflegt. Ist das nicht ungemein stimmungsvoll? Nachts stolpern dann stöhnende Gestalten in Pyjamas über die halbdunklen Gänge und verfluchen die Abwesenheit eines handfesten Verkehrsschutzmannes.

Als Baumaterial verwandte man gelbe Ziegel, untermischt mit großlöcherigen japanischen Tuffsteinen, so daß die Flächen auf den unbefangenen Beschauer so wirken, als seien sie aus lauter Reihen wurmstichiger Drachenzähne zusammengesetzt. Gewiß, die luxuriösen Parkanlagen des Imperial mit ihrem Blumenreichtum, ihren Goldfischkanälen, lauschigen Grotten und geschwungenen Brückenbogen wirken asiatisch, dennoch haftet der ganzen Anlage der Charakter des Nurdekorativen, Kulissenhaften an, der selbstzufriedenen Asiaten ein malitiöses Lächeln entlockt.

Aber wenn miauende Stimmen aus irgend einem Gesellschaftsraum das lauschende Ohr eines Abendländers erreichen und er beherzt diesen Stimmen nachgeht, so findet er über rascht einen Ausschnitt echt japanischen Lebens religiöse Tänze mit den Schönen der Tokioter Gesellschaft. Für irgendeine zeremonielle Veranstaltung, die demnächst im Kaiserpalast stattfinden soll. Kimono und Fächer regieren diese Stunde tausendjähriger Rhythmen. Im Speisesaal nebenan sitzt eine japanische Sippe vollzählig versammelt beim Mittagsmahl. Europäisches Essen, das die Japaner sehr schätzen und dennoch ein japanischer Familientag. Dunkle Haori-Mäntel bedecken hier die Buntheit der Kimonos. Eingewebt darin das Zeichen der Familie in Gestalt einer Blume oder einer geometrischen Figur. Ein jeder erhält das Wort. Es geht unendlich feierlich hier zu. Es kommt auch vor, daß ein Shinto-Priester mit gedämpftem Gemurmel einem von ihm getrauten Paare in einem Hotelzimmer den Segen der Ahnen erfleht und daß nebenan eine grausam nüchterne Generalversammlung britischer Exporteure oder eine Billardpartie einiger dollarschwerer Herren vom Broadway stattfindet.

Das Imperial-Hotel ist stillos wie so vieles unserer Zeit. Es hat ihr Tempo und ihre Sucht nach Weltverlorenheit in seinem verschnörkelten Leibe und den Atem dreier Erdteile. Sonderbar närrisch wirkt alles an ihm verrückt und verschroben. Es ist nichts Halbes und nichts Ganzes, es steht zwischen Orient und Okzident. Man bestaunt und bemängelt es, aber man sucht es immer wieder auf.

—o—

Am Ausguck

Ein Gespenst hinterläßt Finderabdrücke.

Seit Wochen leben die guten Bürger der holländischen Käsestadt Gouda in Schrecken und Bestürzung. Allnächtlich setzt eine geheimnisvolle Hand in einem bestimmten Stadtviertel die Türklingeln in Bewegung, ohne daß es gelingen will, die Urheber der unheimlichen Störungen ausfindig zu machen. Nacht für Nacht waren nun in der letzten Zeit die Bewohner der betroffenen Straßen wach, um den Störer ihrer Nachtruhe zu fassen, aber immer wieder schlug dies löbliche Vorhaben fehl. Was war natürlicher, als daß sich allmählich die Ansicht verbreitete, dies geheimnisvolle Klingeln könne nicht mit rechten Dingen zugehen, ein Gespenst müsse seine Hand im Spiele haben, und ungewöhnlich Scharfsichtige oder mit besonderer Phantasie Begabte schworen Stein und Bein, den Bewohner der vierten Dimension mit eigenen Augen gesehen zu haben. Das Gespenst von Gouda war alsbald in allen holländischen Zeitungen anzutreffen, nur am Orte seiner ruhestörenden Tätigkeit konnte man ihm nicht beikommen. Immerhin hat es sich hier kürzlich wenigstens teilweise manifestiert und den unwiderleglichen Beweis geliefert, daß es zum mindesten über durchaus menschenähnliche Hände verfügt. Ein ganz besonders gewitzter Hausbesitzer hatte nämlich den Griff seines Klingelzuges leicht mit Fett eingerieben. Dann wartete er ab. Des Nachts klingelt es wieder geheimnisvoll, trotz schärfster Aufmerksamkeit war kein menschliches Wesen zu entdecken, aber eine sofort vorgenommene Untersuchung des Klingelgriffes zeigte darauf die schönsten Fingerabdrücke, die sich ein Kriminalbeamter nur wünschen kann. Doch was nützen die schärfsten Fingerabdrücke, wenn man nicht auch den Besitzer der dazu gehörigen Finger in Händen hat, um ihn durch einen Vergleich überführen zu können? Daher wird das Gespenst von Gouda wohl noch weiter die Bürger der guten Stadt heimsuchen.

Der Meteorstein in der Renntierherde.

Glücklicherweise pflegen die Meteorsteine gefährlichen Ausmaßes ihre Zerstörungswut in unbewohnten Gegenden auszutoben. Weniger angenehm ist diese erfreuliche Tatsache für die Gelehrten, die gezwungen sind, große Expeditionen zur Suche nach diesen interessanten Gästen aus dem Weltraum zu unternehmen. Vielleicht wird dies auch jetzt wieder der Fall sein, nachdem eingeborene Nomaden aus Kamtschatka kürzlich die Meldung von einem neuen Meteorfall nach Petropawlowsk brachten. Dem Bericht zufolge handelt es sich um einen Stein von riesigen Ausmaßen. Er soll zwischen ihre Renntierherden gefallen und rund 130 Tiere unter sich begraben haben.

Ein Pferd hält Totenwache in der Prärie.

Alle, die Guy Burr an jenem Winterabend trafen, da die Wolken dunkel und schneeschwer tief zur Erde herabhingen, rieten ihm von seinem Vorhaben ab: „Bleibe heute nacht in Gillette und wage Dich nicht allein mit dem Pferde auf die Prärie hinaus!" Doch Guy Burr wollte nach Hause und schlug die Bedenken in den Wind. Er sprang in den Sattel, hängte die Laterne an den Sattelknopf und winkte den Zurückbleibenden zu, den letzten die ihn jemand sehen sollten. Im Wyomia ver-

mag die Polizei nicht auf jeden einzelnen Farmer zu achten, und Monate können verrechen, ehe sie erfährt, daß auf irgend einer einsam liegenden Ranch, die wochenlang keinen Besuch aus der Außenwelt erhält, ein Mensch vermißt wird. Wäre nicht ein anderer Farmer drei Tage später zufällig über die verschneite Prärie geritten, vielleicht wüßte man heute noch nichts von der Tragödie, die sich in jener Winternacht dort zutrug. Endlos dehnte sich vor ihm das weiße Bahrtuch im Sonnenglanz. Da glaubte er einen dunklen Fleck darauf zu sehen. Er ritt näher und erkannte ein Pferd. Jetzt erblickte auch das Tier den Reiter. Es hob den Kopf, und sein Wiehern klang wie ein Hilferuf. Nun sah der Farmer neben dem Tier einen Körper liegen. Er sprang vom Pferde wandte den Liegenden auf den Rücken und blickte dem toten Guy Burr in die Augen, die noch voller Schrecken waren. In der starren Hand des Toten hing der schwere Coltrevolver, und das Blut war in einer schweren Wunde im Mund gefroren. Die andere Hand hielt einen Zettel mit hastig hingeworfenen Bleistiftzeilen, dem Abschiedsgruß des Toten: „Mein Pferd ist ausgeglitten und auf mich gestürzt. Es hat mir den linken Knöchel gebrochen. Meine Laterne ist im Verlöschen. Ich kann die Schmerzen nicht länger ertragen. Lebt wohl." Das Pferd, das ohne seine Schuld die Tragödie herbeigeführt hatte, war nicht angebunden. Es mußte den Stall gewittert haben, denn dieser lag kaum eine Meile von der Unfallstelle entfernt. Es hatte vielleicht — die Hufspuren im Schnee ließen darauf schließen — den Versuch unternommen, seinem Herrn verständlich zu machen: „Komm, häng Dich an den Steigbügel und laß Dich von mir nach Hause schleifen!" Dann, als der Farmer das Locken nicht verstand, und vom Schmerz umnachtet seinem Leben ein Ende machte, war das Tier trotz Schneesturm und Kälte und Hunger neben dem toten Herrn stehen geblieben, um die Wache bei ihm zu halten.

Der Schutzmann wollte keine Würstchen.

An der Straßenkreuzung Damstraat-Vischsteeg, einem der verkehrsreichsten Punkte Amsterdams, steht ein Schutzmann und regelt den Verkehr, wie das heute so üblich ist. Alles geht auch nach Wunsch. Doch nein, nicht ganz! Die Damstraat entlang kommt ein Straßenhändler, einer jener mit einem kleinen Wagen umherziehenden Verkäufer, die den hungrigen Passanten gegen billiges Geld mit einem Paar warmer Würstchen laben. Mit weit ausholender Armbewegung sperrt gerade der Verkehrsschutzmann den die Damstraat entlang woogenden Strom der Autos und Fußgänger, gibt den Vischsteeg frei und hebt dabei vorschriftsmäßig die rechte Hand. Alles achtet auf seinen Wink nur nicht der Würstchenmann. Er sieht das „Auge des Gesetzes" an, schüttelt bedauernd mit dem Kopf und setzt ruhig seinen Weg fort. Der Schutzmann wiederholt das Haltezeichen energischer, nimmt auch noch die linke Hand zu Hilfe, um dem anderen zu bedeuten, daß er zu warten habe, bis die Straße wieder frei gegeben wird; doch seine Bemühungen bleiben ohne Erfolg. Der Karrenschieber schüttelt den Kopf und setzt gelassen seinen Weg fort. Nun wird es dem Verkehrsbeamten zu bunt, diese Mißachtung seiner Anordnungen darf er nicht durchgehen lassen. Er verläßt den Platz, schreitet gravitätisch auf den Ungehorsamen zu und packt ihn bei den Schultern. Erschreckt blickt der Uebeltäter den Vertreter der Obrigkeit an, der jetzt mit Unheil verkündender Stimme fragt: „Warum machen Sie nicht halt, wenn ich das Zeichen dazu gebe?" Der Würstchenmann scheint gänzlich verdutzt: „Ja, den Wink habe ich wohl bemerkt, aber ich dachte, Sie wollten ein Paar warme Würstchen haben. Leider ist bei mir alles ausverkauft. Deshalb bin ich weiter gefahren." — Entwaffnet von so viel Frechheit und mit Mühe das Lachen verbergend ließ der Schutzmann den „Wurstlmax" laufen.

Der weise Sultan.

Zu Harun al Raschid kam eines Tages eine Schwiegermutter und klagte ihm, daß ihr Schwiegersohn, in dessen Hause sie lebte, verschwunden wäre und daß man fürchtete, ihm wäre etwas zugestoßen. Der Sultan sah die Frau an, überlegte einen Augenblick und sagte dann: „Ich werde Dir Deinen Schwiegersohn wieder herbeischaffen." Darauf rief er sein Volk zusammen und sagte: „Hier ist eine Schwiegermutter, die geviertelt werden soll." „Bravo", ertönte eine Stimme aus der Volksmenge. „Das ist Dein Schwiegersohn", sagte lächelnd der Sultan zur Schwiegermutter.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: Dr. C. Sauk, Altena.

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 4 Mittwoch, 29. Januar 1930

Erhaltet die technischen Kulturdenkmäler!

In der Fremdenwerbung ist auf allen Gebieten in den letzten Jahren außerordentlich viel geleistet worden. Eine Neuerung schlug die andere und wenn man einmal so im Allgemeinen drüber schaut, tritt, was die Leistungsfähigkeit sowohl als auch die Intensität anbelangt, die Groß- bezw. die Badestadt hervor. Sehr stark wird immer noch der Accent auf die luxuriöse „mondäne" und modische gute Gesellschaft, vorzügliche Unterhaltung etc. gelegt. Selbstverständlich schauen mehr und mehr gute Landschaftsburgen und Städtebilder aus den Prospekten heraus. Gut so — größtenteils aber denkt man kaum daran, den Reisenden, Wanderer oder Kurgast auf die noch erhaltenen technischen Kulturdenkmäler hinzuweisen. Gewiß: Hier und da kam zwar schon mal einer auf die Idee — aber die Möglichkeit bildlicher und schriftlicher Einbeziehung technischer Kulturdenkmäler in die Verkehrs- und Fremdenwerbung ist bisher wenig ausgenützt worden. Was könnte aber nicht alles aus den alten, meist verfallenen Wassermühlen der stillen lauschigen Eifeltäler gemacht werden. Sie sind heute neben den kubischen elektrischen Industrie-Großmühlen der Städte lebendig plaudernde Märchen längst vergangener Tage.

Nicht nur die Heimatschutzvereine, auch die örtlichen Verkehrsvereine mögen sich, soweit es noch nicht geschah, um diese aus der Romantik stammenden „Großeltern" der heutigen modernen Technik bemühen. Sie bieten jedem Deutschen die Möglichkeit gesunden Hineinversenkens in das noch sehr gesunde Individualschaffen unserer Väter, deren Dasein noch frisch aus der Scholle wuchs und noch keine, fast entwurzelte Massenpsychose oder tarifliche Lebensnormung kannte. Zu Hunderten stehen diese „noch nicht entdeckten technischen Kulturdenkmäler" unbeachtet und verfallend in unseren Dörfern. Hier und da hat man erfreulicherweise eine Jugendherberge aus einem Windmühlenturm gemacht. Wo diese Mühlen noch funktionieren, kann die Jugend nächtlicherweise noch dem geheimnisvollen Raunen der Windsbraut lauschen, deren Kraft unsere Altvorderen sich klappernd und knarrend dienstbar zu machen wußten. Ein solches Erlebnis ist nicht nur wertvoll für unsere Wanderjugend. Wie manchem sehnsüchtigen Fremden wäre es besinnliche Erholung?

Und es gilt dies nicht nur von den Wassermühlen des Westerwald's, der Eifel, des Taunus und des Hunsrücks — es gilt besonders von den verschiedenartigen Windmühlen am Niederrhein, von den Achatschleifereien im Nahetal, von den Wasserhammerwerken im Bergischen, von den alten Steinwinden in den Basaltbrüchen von Niedermendig, von den schönen alten Dorfschmieden, von denen Ahrweiler noch ein sehr schönes in Privatbetrieb erhaltenes mittelalterliches Exemplar hat. Es gilt von den alten noch erhaltenen Holz-, Stein- oder Kettenbrücken wie man sie noch vereinzelt über Lahn und Wied antrifft. Welch prachtvolle Motive sind die alten noch erhaltenen Sonnenuhren?

Schauen Sie mal um in Ihrem Städtchen — Auch in Ihrem Dorf ist gewiß noch ein versteckter Ueberbleibsel dieser versunkenen Romantik. Ihre Pflege und Erhaltung ist nicht nur eine Angelegenheit örtlicher Fremdenwerbung, sondern vor allem auch eine kulturelle Tat, von der man trotz der Not der Zeit nicht zurückschrecken soll.

Heinz Ader.

Himmelsrundschau für Februar 1930

Von Max Valier.

Im Monat Februar macht sich die Zunahme der Tageslänge schon recht bemerkbar. Anfangs geht die Sonne um etwa 7 Uhr 40 Minuten auf und vor 17 Uhr unter, am Monatsende aber bereits um 6 Uhr 45 bezw. um 17 Uhr 40 Minuten. Immerhin tritt die abendliche Dunkelheit noch zu bequemer früher Stunde ein, so daß der Himmelsbeobachter seine Tätigkeit beizeiten beginnen kann.

Der Fixsternhimmel bietet wegen der jährlichen Drehung der Himmelskugel naturgemäß zur Februarmitte um 20 Uhr dasselbe Bild wie zur Januarmitte um 22 Uhr, da sich seine Stellung in jedem Monat um zwei Stunden verfrüht. Man findet daher am Anfang des Berichtsmonats um 21 Uhr das Bild des großen Löwen bereits über Osten emporgestiegen das Haupt der Hydra über Südosten hoch erhoben und die Gesamtgruppe der Hochwinterfixsternbilder in voller Pracht rechts und links vom Meridian gleichmäßig verteilt, das südliche Himmelsfeld vom Horizont bis zum Zenit ausfüllend. Das Sternengeflimmer des Eridanus glitzert tief über Südwest, der Walfisch senkt sich bereits gen Westen zum Untergang, ihm folgen die höher kreisenden Bilder Widder und Andromeda, deren goldige Sterne in mäßiger Höhe über Westen erglänzen. Von Pegasus und Schwan sieht man nur noch die obersten Sterne über Nordwest, und Wega in der Leyer geht eben am Saum des Nordhorizontes vorüber. Von den Zirkumpolarsternbildern findet sich aufsteigend über Ost der große Bär, Cassiopeja gegen Westen gewendet, Cepheus nach Nordwesten hingeneigt und der Drache, zwischen kleinem und großen Bären, in der Hauptsache nach Norden geringelt. Die matten Sternchen der Giraffe erfüllen den Raum zwischen kleinem Bären und Fuhrmann herauf vom Pol zum Zenit. Und wieder gilt wie im Januar, daß Jupiter als einziger Großwandelstern das Bild des nächtlichen Firmaments hoch über Süd im Stier beherrscht.

Geht der Sternenfreund, nach erster Uebersicht über Stellung und Lage der ihm wohlvertrauten Bilder, daran, sich mit seinem Fernrohr den feineren Himmelswundern zuzuwenden, so empfiehlt es sich durchaus, mit den im Westen sich zum Untergang neigenden Bildern zu beginnen, da deren Höhe bequemes Beobachten gestattet und sie, zu spät betrachtet, schon in den Dünsten des Horizonts verschleiert werden. Verlockend ist es, nahe dem Stern Nr der Andromeda den berühmten und rätselhaften großen Spiralnebel aufzusuchen. Eine kleine Schwenkung des Fernrohres genügt um dann zum Stern Gamma, dem am weitesten links stehenden Hauptstern der Andromeda zu gelangen, einem der schönsten Doppelsterne des Himmels, mit goldgelbem, hellem Hauptstern und saphirblauem, matterem Begleiter in rund elf Bogensekunden Winkelabstand. Interessant ist im Gegensatz zum vorgenannten der ebenfalls nicht weit davon im Widder zu findende Stern Gamma, der ein Pärchen aus zwei weißen Sternen vierter Größe bei acht Bogensekunden Abstand bildet. Das benachbarte Tierkreisbild der Fische birgt in dem Stern Zeta einen hübschen Doppelstern in dem der Hauptstern ist vierter, der Begleiter fünfter Größe, oder richtiger gesagt Lichtklasse, der Abstand beträgt 24 Bogensekunden. Während Gamma im Widder als unterster der drei Hauptsterne sich leichter finden läßt, erfordert die Aufsuchung von Zeta in den Fischen etwas mehr Mühe. Im Bilde des Walfisches endlich lohnt es sich stets, nach dem Hauptstern Mira zu sehen, da dessen Helligkeit zwischen der zweiten Größe und völliger Unsichtbarkeit für das freie Auge unregelmäßig schwankt.

Kehren wir von Mira Ceti zu Gamma in der Andromeda zurück, so braucht der Blick von diesem schönen Stern nicht weit nach links zu schweifen, um im benachbarten Perseus auf den ebenso auffälligen, jedoch genau regelmäßig veränderlichen Algol zu stoßen, dessen Lichtwechsel durch das Umeinanderkreisen zweier Körper verursacht wird, von denen der eine dunkler ist als der andere und den helleren teilweise bedeckt, wenn er vor ihm vorüber zieht. Schon Goodricke, der 1782 den Lichtwechsel des Algol regelmäßig beobachtet hat, sprach diese Ansicht aus, beweisen ließ sie sich freilich erst durch die Hilfsmittel der neuesten Zeit. Danach soll die Masse des Hauptsterns nur ein Neuntel, die des Begleiters aber zwei Neuntel von der Masse unserer Sonne betragen, der Abstand der Mittelpunkte beider Sterne voneinander 5,2 Millionen Kilometer. Die Entfernung von uns wird mit etwa 110 Lichtjahren angegeben. Wenn auch der Lichtwechsel des Algol in der Hauptsache gehärt erscheint, so sind sich die Berechner doch noch nicht ganz einig, ob der dunklere Begleiter das kleinere oder größere von beiden Gestirnen ist.

Von Perseus gleitet der Blick leicht über das stets reizvolle Sterngrüppchen der Plejaden zu Aldebaran im Stier, zumal sich zwischen beiden der Planet Jupiter bewegt, und vom Stier zu Orion hernieder, dessen Gürtelsterne immer wieder von neuem den Blick fesseln. Unterhalb des am weitesten links stehenden von ihnen findet schon der Feldstecher den berühmten Orionnebel, der im Gegensatz zu dem Spiralgebilde in der Andromeda gar keine Regelmäßigkeit der Form erkennen läßt. Rigel, der blitzende Hauptstern unten rechts am Orion, ist ein feiner Doppelstern für ein schärferes Glas, Beteigeuze, der obere linke Hauptstern, dagegen ein im Fernrohr unheimlich lohender Gigant, der unsere Sonne viele Dutzend Millionen mal an Größe übertrifft. Auch das unterhalb Orions kreisende Bild des Hasen und das noch tiefer über Süd nur in diesem Monat so günstige der Taube zeigen im Feldstecher reizende Sternengegenden. Wenn nicht der große Hund links nebenan mit seinem blitzenden Sirius den Blick ablenkte, würde man die beiden vorgenannten Bildchen mehr beachten.

Von den Planeten befinden sich Merkur, Venus und Mars zu nahe der Sonne, als daß sie beobachtet werden könnten. Dagegen entringt sich jetzt Saturn vor Sonnenaufgang im Südosten täglich immer mehr der Dämmerung und tritt auf dunklerem Himmelsgrunde deutlich hervor. Jupiter, von Abend an sichtbar, geht am Monatsanfang gegen 3 Uhr 30 Minuten, am Monatsende bereits zwei Stunden früher unter. Uranus und Neptun finden sich nahe ihrem Stand von Januar, da sie sich nur sehr langsam bewegen, sind aber für kleinere Fernrohre niemals lohnende Objekte.

Was die Sonne betrifft, so darf man im Februar erst recht auf eine erhöhte Fleckentätigkeit rechnen, da sich in diesem Monat voraussichtlich erst die Wirkung der Planetenkonstellation des Januar auswirken wird. Denn wenn auch die meisten Astronomen noch durchaus nicht mit der Welteislehre darin übereinstimmen, daß die Sonnenflecke ausgerechnet durch Eiskörper entstehen, die, abgelenkt durch die nach ihrer Stellung wirkenden Planeten in die Sonne stürzen und in ihren Glutgasen explosiv verdampfen, so sind heute doch schon die meisten Forscher der Ansicht, daß die Flecken irgendwie durch die Mitwirkung der Planetenkräfte und nicht einfach

Erscheint täglich
Bezugs- und Anz
Bezugs- und Bild
Inland der Zug
Bezugspreis monat
bei der Geschäfts
Geschäftsst
Fern
Neuru
Nr. 25

Die

Preu

vdz. Berlin,
am Mittwoch die
Haushalts des
Ministerium
fehrtsminister H
Ueberblick fest.
in Preußen für
fahren habe. B
lichen Erkältung
welle im Winter
rund 44 700 Per
gestorben. Die
Da auch der G
gang, dürfte nac
nicht mehr fern
widlung dieser
mehr vermehre,
dere. Manche
die Bevölkerung
lionen gefu
zahlenmäßige U
Krankheiten. W
überhaupt nicht
lose aller Fo
37 244 im Vorja
ren seien auf e
Bekämpfung vo
Fürsorge des
geben. Eingehe
men gegen die
Aerzte sind angen
Infektionskrank
lungslager Hamm
schwerer Lungen
Es handelt sich
gehende Erkran
rung. Im Lage
auch im Lager
ihrer Dankbarkeit

Abg. Dr. G
abtrichem
antragte
300 000 auf 1 Mi
fonds. Dr. Fa
nahmen gegen
treibungsparagra
nährung, vor all
(Komm.) verlan
und Au bildung
reich (Zentr.).
Berufs- und Jug
kronsleihen.
seit.

Zwischenbem
Domänenet
krediten und
allem Maßnahm
der Grenzmark
vers und Schles

Kommt die

vdz. Berlin,
nach immer u
offenbar darin,
Vorschlag, in de
und durch einen
sein, für nicht
tei muß sich also
gungsvorschläge
dann wird der
ten können. D
steriums mit de
pedigi. Als m
Provinzialschulk
genannt. Ueber
nicht zu besetzen
ebenfalls an ihre
beanspruchen na
ministerium
lorts der Justiz,
fährt verwaltet,
len. Nach Lage
kriegt sein, wen
Vorschläge (Qua
Fortsetzung
kann, ob letztere

Am Mittelmeer ist Frühling

Der Winter meint es heuer zweifelsohne gut mit uns. Zu einer Zeit, da ihm noch niemand das Recht absprechen wollte, grausam und unumschränkt zu herrschen, erscheint er schon amtsmüde. Statt Eis und Schnee beschert er uns Regen und Schmutz und, zugegeben, auch hie und da einen schönen Tag. Aber hat er wirklich auch schon zu Gunsten des Frühlings verzichtet? Wohl kaum. Trotzdem da und dort die ersten Weiden- und Haselnußkätzchen glauben, er füge von dannen.

Wer bereits jetzt alles grünen und blühen sehen will, der muß schon eine Schiffsreise südlicher gehen. Der hätte mit jenen ziehen sollen, die in diesen Tagen auf dem Vergnügungsreisen-Dampfer „Oceana" der Hamburg-Amerika-Linie zu einer Fahrt nach Portugal, Nordafrika, Spanien und Süditalien verließen. Eine stattliche Zahl Mittelmeerfahrer war es. Sie werden auf der fast dreiwöchigen Reise die südliche Vegetation in ihrer ersten Entfaltung und dazu all' die großen und kleinen Freuden des Lebens auf einem schönen Dampfer genießen.

Doch besteht noch Gelegenheit, das Schiff zu erreichen. Am 15. Februar trifft die „Oceana" in Genua ein und geht dort wenige Tage später zu einer Orientfahrt nach Neapel, Sizilien, Griechenland, Rhodos, dem Heiligen Lande und Aegypten in See. Die gleichen Länder und Stätten, jedoch in umgekehrter Reihenfolge und dazu noch Konstantinopel und Beirut, besucht sie von Venedig aus. Von dieser Reise, der großen Orientfahrt der Hapag, trifft die „Oceana" am 14. April in Genua ein. — Aber noch ist für sie die Zeit zur Rückkehr nach Hamburg nicht gekommen. Man schreibt je erst April, und wie der ist — bei uns im Norden —, das weiß ja jeder. Und so steht auf ihrem Programm noch eine vierte Reise, die vom 16. April bis 2. Mai durch das westliche Mittelmeer führt und ihren Teilnehmern Gelegenheit gibt, die Osterfeiertage in Rom zu verbringen. — Am 20. Mai, wenn dann auch bei uns Frühling geworden ist, macht sich die „Oceana" nach Hamburg auf. Aber nicht etwa mit direktem Kurs. Liegen doch die schönsten Städte und Gegenden am Weg: Die Riviera, Ajaccio, Palma de Mallorca, Algier, Malaga, Tanger, Cadiz, Lissabon und die Isle of Wight. Sie all werden besucht, und darum lohnt es sich schon, die „Oceana" auf ihrer Heimfahrt zu begleiten.



Hapag-Mittelmeerfahrten 1930
Im Eingeborenenviertel von Kiala



Hapag-Mittelmeerfahrten 1930
Das Marina-Tor auf Rhodos, ein Teil der baulich hochinteressanten alten Festungsmauern der Insel

---

Kannibalismus

Von Professor Dr. Paul Hambruch.

Vorbemerkung der Redaktion: Verfasser der die Südsee aus eigener Anschauung kennt, hat das allein noch in der Kongreßbibliothek in Washington existierende Handexemplar des Buches des irischen Matrosen James F. O'Connell bearbeitet und übersetzt. Dieser Matrose fuhr auf einem Sträflingsschiff nach Australien. Auf einer Reise im Jahre 1826 wurde er auf die Insel Ponape verschlagen, bis ihn nach 7 Jahren ein vorüberfahrendes Schiff erlöste. Die deutsche Ausgabe erscheint unter dem Titel „Elf Jahre in Australien und auf der Insel Ponape" im Verlage Scherl, Berlin. Mit Erlaubnis des Verlages bringen wir nachstehend ein Kapitel aus diesem hochinteressanten Buche.

Kannibalismus findet man mehr oder weniger bei allen Festlandsstämmen; in der Hauptsache aber im Norden. Cunningham, der Verfasser eines Buches über Neuseeländer, erzählt von den Eingeborenen bei Sydney, daß diese die Nordstämme als „white fellers which eat black fellers" (weiße Kerle, die schwarze Kerle fressen) bezeichnen. Ich habe einzelne menschliche Gliedmaßen in den Säcken gesehen, welche die Frauen mit sich herumtragen; ich bin auf Grund von mündlichen Mitteilungen, die mir glaubhaft gemacht wurden, überzeugt, daß selbst fortgelaufene Sträflinge, die unter Eingeborenen leben mußten, es gelernt haben, Menschenfleisch zu essen. Einfalt und Hunger sorgen dafür, daß dieser Brauch nicht aufhört; denn so gesund das Klima und so reich der Boden Australiens, bringt er doch weniger an Nährpflanzen und Früchten hervor als die kleinen Südseeinseln; der Landbau ist den Eingeborenen völlig unbekannt. Fleisch liefert ihnen überwiegend das Opossum, das Känguruh, der Wombat, die Känguruhratte; einige eßbare Wurzeln und Gräser werden vereinzelt einmal angebaut. Fische vermochten sie, bevor die Engländer ihnen geeignete Fanggeräte brachten, nicht in größeren Mengen zu fangen. Känguruhs erlegen sie mit Speer und Keule; um das Opossum zu fangen, klettern sie mit einer Gewandtheit auf die Bäume, die man bei ihrer sonstigen Trägheit nicht vermuten würde. Sie ersteigen die Stämme, indem sie mit dem Beil kleine Stufen in die Rinde schlagen, in denen die Zehen Halt finden. Eine Schlange oder ein Wurm — das tut hier nichts zur Sache — wird von ihnen lebendig verschlungen.

Die Stämme haben keine festen Wohnplätze. Sie durchziehen ein bestimmtes Gebiet und verlegen das Lager, je nachdem der Hunger sie dazu zwingt. Diese Lebensart, dann das ausschweifende Leben der Männer und Frauen, der Kindermord — die Kinder werden je nach Laune der Eltern umgebracht oder am Leben gelassen — halten die Eingeborenenziffer niedrig. Der Leser wird bedauern, daß sogar das von den Engländern eingeführte Rindvieh sobald es nur einen Schwarzen riecht, vor ihm flüchtet. Trotzdem halten fortgelaufene Sträflinge es bei ihnen aus. Auf meinem Ueberlandmarsch von der Nordküste nach Port Macquiare begegnete ich einem Stamme, der zwei fortgelaufene weibliche Sträflinge bei sich hatte, ein andermal einem Stamm mit einem Sträfling. So weit waren sie heruntergekommen, daß sie sich in keiner Weise mehr von den Eingeborenen unterschieden; sie trugen fast keine Bekleidung und hatten sich völlig deren träger und schmutziger Lebensweise angepaßt. Sie waren sämtlich von Strafkolonien ausgerückt und gestanden, daß sie das Leben im Busch doch der Zucht in der Strafkolonie vorzögen. Niemals habe ich in meinem Leben wieder gesehen, wie tief ein zivilisierter Mensch zu sinken vermag.

Die Stämme, die in der Nähe englischer Niederlassungen wohnen, sind für ihren Unterhalt nahezu allein auf den englischen Nachbarn angewiesen: sie entwickeln sich hier zu listigen Betrügern, gemeinen Dieben und unverschämten, hartnäckigen Bettlern. Sie scheinen es erfaßt zu haben, was „schwarzer Kerl" heißt; dafür bezeichnen sie die Engländer als „weiße Kerle". Mit diesen Unterscheidungen scheinen sie an sich auch recht zufrieden zu sein; „weiß" ist eben für sie der Inbegriff alles Üblen und Schlechten. Der Verkehr der Schwarzen mit den Strafkolonien bringt es mit sich, daß sie sich die Laster der Sträflinge aneignen. Die Ansiedler beschäftigen sie gegen einen geringen Lohn bei den Erntearbeiten; es hat sich gezeigt, daß sie ganz gut arbeiten, wenn man ihnen Schnaps und Essen bis zum Abend vorenthält oder ihnen nur so geringe Mengen verabfolgt, um sie gerade bei Kräften zu halten und ihren Appetit anzureizen. Es sind schmutzige widerwärtige Kerle. Generationen müssen kommen und gehen, bevor sie auch nur einen germanen Anteil an der Zivilisation haben können. Missionsbestrebungen haben keine Erfolge bei den Binnenlandstämmen gezeigt, können nur unter großer Gefahr betrieben werden und schaffen doch nichts Gutes. Einfluß vermag vielleicht in Zukunft nur durch die Samariterschulen ausgeübt zu werden, u. zwar durch die jungen Schwarzen, die hier erzogen werden. Jedoch sind die Fälle gar nicht selten, in denen ein in der Schule erzogener Schwarzer nach seiner Entlassung sofort zu den Gewohnheiten seiner Eltern zurückkehrt. Der Versuch, schwarze und weiße Kinder gemeinsam in den Schulen zu unterrichten, um durch die Zerstörung eines ihrer „Nationalvergnügen" — sich im Schmutz zu wälzen — die Schwarzen zu bessern, ist gemacht worden. Welche Erfolge dabei herausgekommen sind, weiß ich nicht. Es ist nur allzu wahrscheinlich, daß die Einführung der Zivilisation bei den Schwarzen wie bei anderen Völkern gleichbedeutend mit ihrer Ausrottung ist.

Australien ist unser Antipodenland. Wenn wir Winter haben, ist dort Sommer, und ist bei uns Sommer, ist dort Winterszeit. Die Luft ist nicht rauh, die Vegetation gedeiht; die englischen Ansiedler haben jedes Jahr zwei Korn- und Kartoffelernten. Der Boden ist schwer und lehmig; durch Pflügen und Düngen kann er vorzüglich gebessert werden, denn an Düngekalk fehlt es nicht. Auch Salz kann verwendet werden. Die Winter zeichnen sich durch intensive Taufälle aus; es regnet ungefähr ebensoviel wie bei uns. Allerdings ist die Luft nicht so feucht. Die trockene Luft läßt deshalb die Hitze leichter ertragen. Selbst Temperaturen von vierzig Grad Celsius spürt man nicht stärker als zwanzig Grad Celsius bei uns. Ein Glas beschlägt nicht so leicht wie in unserem Klima. Was angebaut wird, gedeiht fast ohne Ausnahme vortrefflich. Tropische Früchte und Früchte aus gemäßigten Klimaten wachsen in denselben Gärten. Die individuelle Behandlung jeder Pflanze, ihre sorgfältige Zucht lassen diese guten Ergebnisse erzielen. Kürbisse werden in großen Mengen erzeugt; sie sind ein Hauptfuttermittel in den landwirtschaftlichen Betrieben und werden auch sehr gern von den Schwarzen gegessen. Die Viehzucht wirft hohe Erträge ab. Als Zugtiere werden außer Ochsen und Pferden noch Büffel verwendet. Der landwirtschaftliche freie Arbeiter wird mit zwölf bis zwanzig Pfund Sterling im Jahre bezahlt. Die Wolle bildet ein Haupterzeugnis der Kolonie, die der Ansiedler gegen Erstattung der Unkosten in Naturalien in den Regierungsbetrieben verarbeiten lassen kann.

überdeckt bilden noch heute die Behausung des ägyptischen Bauern. Ein Hemd, eine kurze Hose und kleine Filzkappe seine Kleidung. Den Tag über im Freien bedarf er der Wohnung nur als Schlafraum, Raststätte und Küche.

Selbst die Feldarbeit wird ihm von der Sonne erleichtert; ihre Glut zerreißt den Schlammboden, um die neuen Wasser zur Düngung einzulassen, und auf dem so geschaffenen Saatland zieht der Fellache wie zur Pharaonenzeit mit leichtem Holzpflug die Furchen, wirft eigenhändig den Samen aus, berieselt die Saaten mit Schöpfwerken, die vom Büffel bewegt werden, drischt Bohnen, Hülsen und Weizen, indem er mit dem Ochsenschlitten stundenlang darüberfährt. Dann folgt das Mahl im Schatten der Palme oder der Hauswand, Brot, Bohnen, Zwiebeln, Gurken, Wasser und Milch, nur Festtags einmal Fleisch. Der Eselskarren ist sein Ernte-, Transport- und Reisewagen, oder auch das Tier selbst, viel seltener das Lastkamel. Mit spielerischer Leichtigkeit scheint das alles vonstatten zu gehn, sicher mit einer saumselig-köstlichen Beschaulichkeit. Fellachen mit krummen Rücken oder schwieligen Händen wird man in ganz Aegypten vergeblich suchen.

Selbst in dem europäisch durchsetzten Kairo sind nervös hastende Menschen eine Seltenheit, und dem neu Zugewanderten kommt es wie ein wohltätiges Wunder vor, hier allenthalben Menschen zu begegnen, denen die Ziffernblattmaße nur wenig bedeuten, die sich getrost die Zukunft in die Gegenwart und diese wieder in die Vergangenheit verwandeln lassen.

Die große Himmelsuhr, die das Klima geschaffen, dies besondere, das zwischen dem europäischen und tropischen, zwischen Kühle und Glut die Mitte hält, sie hat dem Leben des Aegypters auch die Maßhaltung geboten, sich ihm mit der Unwandelbarkeit des Stromes in das Gleichmaß seiner Arbeit, in die Beharrlichkeit seiner Denkart übersetzt. Was einst in den Tempeln von Heliopolis, Theben, Edfu und Dendara als Himmelsgottheiten verehrt wurde, was ihre Darstellungen in Kuhbildern, die den Sonnendiskus zwischen den Hörnern tragen und in so vielen anderen Symbolen unendliche Male aussprechen, es ist heute noch Bekenntnis des ägyptischen Volkes, ist auch ohne formgeprägten Kultus seine unbewußte Religion. Und die Anhänger Mohammeds, wenn sie ihr erstes Gebet gegen den aufgehenden Tag im Osten verrichten, beugen sie sich nicht vor der schöpferisch-allmächtigen Kraft des Sonnenlichtes?

—o—

Aegyptens Sonne

Von Dr. Ludwig Franck-Kairo.

Aus der Nacht der Wüste emporsteigend, eine Riesenlampe unvergleichlicher Leuchtkraft und Wärme, überschwebt sie von unsichtbaren Magneten gezogen die Stromoase, um in gleicher Schönheit nach der jenseitigen Abendwüste wieder hinab zu tauchen. Nie verdüstert eine Wolke ihren Blick. Soweit die Geschichte reicht, selbst Vorwelt, Sage und Mythe mit eingreifen, strahlte sie hier immer mit der gleichen Kraft, bestimmte sie die Unveränderlichkeit des ägyptischen Klimas bis auf den heutigen Tag.

Und diese Sonne mit ihren Segnungen, mit ihrer unwiderstehlichen Gewalt, sie hat im Bunde mit dem Strom auch den Charakter des Landes wie seiner Menschen gebildet, ihre Daseinskultur wie ihren Kultus geschaffen.

Könnte ein ewig blauer Himmel, ausgespannt über einer Oase steter Fruchtbarkeit, jemals Menschen von Gesinnung und Wesensart hervorbringen wie der tropische Urwald oder wie Germaniens Waldland mit einem Boden, dem erst durch jahrelanges Roden die Ernteentrungen werden mußte? Könnte Aegyptens Götterwelt mit solchen Geister- und Spukgestalten erfüllt sein, wie sie die germanische Mythologie aus Wald-, Sturm- und Gewitternatur erzeugt hatte? Amon Re, Atum, Helios, die Sonne war der höchste Gott in diesem Sonnenland, und so viele Neben- und Lokalgötter auch da und dort angebetet wurden, die Hauptgottheiten gipfelten in der Verehrung des Sonnenhimmels.

Und die Kinder dieses Sonnenlandes, die Menschen des gesegneten Trockenklimas, sie haben teil an ihrem Licht wie ihrer unerbittlichen Gewalt. Unter ihr lebend, in einer wüstenbegrenzten Oase schaffend, sind sie von Natur heiter und gutmütig, beharrlich und gelassen in Art und Wesen, in ihrem Glauben schicksalergeben.

Wie leicht fließt dem ägyptischen Menschen das Leben dahin im Vergleich zu dem des Nordländers. Unberührt von Winter oder Regendauer kennt er das Bangen um die Zukunft nicht, nicht die besonderen Aufwände für Behausungsbau und Kleidung. Aus Nilschlamm errichtete Lehmhütten mit Durrastroh

—o—

Mein Elch

Erinnerung von W. Gast-Bromberg.

Winter 1911/12 in Rußland, Gouvernement Nowgorod. Mein Wohnsitz war nicht weit von der Station Bologoje entfernt, die später durch die Gefangennahme des russischen Zaren im Jahre 1917 bekannt wurde.

Meine Wohnung lag inmitten ausgedehnter Privatwaldungen, in denen Bär und Elch noch nicht selten waren. Vor allem der Elch. Diesem edlen Wild gingen die Bauern mit vorsintflutlichen Vorderladern zu Leibe. Nur selten kam ein Stück zur Strecke; die meisten nahm schwerkrank das Moor auf, wo sie jämmerlich verendeten.

Ich hatte schon häufig Elche gespürt, auch einen sehr starken Bullen gesehen, der stark schweißend von den Bauern verfolgt, am hellen Tage über den Bretterplatz der Schneidemühle flüchtete. Auch er kam nicht zur Strecke.

Mein Beruf nahm mich in der ersten Zeit so in Anspruch, daß mir für das Weidwerk keine Zeit übrig blieb. Später lag ich eifrig der Jagd ob. Mein Begleiter war meist der Bauernjäger Jefim. Dieser Jefim gehörte zu den wenigen, die etwas Sinn für Weidgerechtigkeit hatten. Jefim schoß nie auf nicht flügge Enten, auch Jungenten, die mein Hund oft lebend apportierte, setzte er sofort wieder in Freiheit. Ein gutmütiger Mensch, leidenschaftlicher Jäger und kein Feind des Wodka.

Mein Jefim kam am Abend des 23. Dezembers 1912 zu mir mit der Meldung, daß er etwa 15 Werst von meiner Wohnung vor zwei Tagen sechs Elche bestätigt hätte, die auch jetzt noch dort stünden.

Große Freude! Und bei einer Flasche Wodka wurde beschlossen, die Elche am nächsten Tage zu drücken. Ich versprach für den erlegten geweihten Elch 25 Rubel sowie Ueberlassung des Wildorets mit Ausnahme von Rücken und Leber.

Mit etwas schwerem Kopf von der Vorfeier mit Jefim bestieg ich am nächsten Tage mit ihm den Schlitten. Ein herrlicher Wintertag, meterhoher Schnee, sieben Grad Kälte, völlige Windstille. Nach einer Fahrt von dreizehn Werst durch schweigenden Wald trafen wir auf die sechs Treiber, die drei mittelgroße Hunde mit sich führten. Einer hatte leider auch eine alte Muskete mitgebracht.

Der Weg wurde jetzt für Schlitten unpassierbar, und wir mußten die letzten zwei Werst zu Fuß zurücklegen, was so lautlos wie möglich zu geschehen hatte und bei dem hohen Schnee quer durch den mit dichtem Unterholz bestandenen Wald nicht ganz leicht war. Die Treiber gingen einen anderen Weg.

Standort der Elche war ein Waldteil mit Kiefern, Aspen, Birken und sehr viel Unterholz. Boden teilweise sumpfig, jetzt hart gefroren. Ich wählte als Stand den Kreuzungspunkt einer ziemlich breiten Schneise und einer Vertiefung, die in ein Hochmoor auslief. Jefim stand 150 m links von mir auf einer kleinen Anhöhe. Die Treiber, dabei der Mann mit der Muskete, hatten den Waldteil umgangen, um mir die Elche zuzudrücken.

An einer sehr starken Birke nahm ich Deckung. Eine halbe Stunde mochte vergangen sein. Ein ferner Schuß ertönte, bald darauf Hundegekläff. Das Gekläff kam näher, entfernte sich, kam wieder näher. Undeutlich hörte ich das Brechen von Zweigen, stampfendes Geräusch. Jetzt mußten sie gleich kommen, die Elche, und mit äußerster Anspannung aller Sinne erwartete ich ihr Auswechseln. Aber sie kamen nicht. Sie schwenkten ab. Schwächer und schwächer wurde das Hundegekläff und verklang in weiter Ferne.

Die Spannung ließ nach, ich fror, und eine riesengroße Enttäuschung überkam mich. Also umsonst! Jagd aus!

Ich setzte die Flinte ab, beugte mich etwas vor, um nach Jefim zu sehen; da hörte ich vor mir jenseits der Schneise ein Brechen. Während ich mich ein wenig umwandte, um nach der Flinte zu greifen, trat dreißig Schritt von mir entfernt ganz langsam ein starker Elchbulle auf die Schneise. Aus dem Geäse hing ihm der Lecker, der stark schweißte. Zum ersten Male stand ich so nah einem Elch gegenüber. Zunächst war ich fassungslos, zumal ich ihn gar nicht erwartet hatte. Dann siegte das kalte Blut, und gerade, als der Elch kurz kehrt machte, traf meine Kugel ihn schräg von hinten in die rechte Flanke. Der Elch quittierte durch leichtes Einknicken auf den Hinterläufen und ging in ziemlich starker Flucht ab.

Ich muß gestehen, daß ich sehr erregt war und dem inzwischen herangekommenen Jefim fast um den Hals fiel.

Wir gingen zum Anschuß. Außer dem Schweiß von der Wunde am Geäse sahen wir nichts, aber reichlich Schnitthaar. Nach etwa 40 Schritten fand ich grünlich durchsetzten Schweiß und mitten auf der Fährte auch Lungenschweiß.

Jefim wollte der Wundfährte sogleich folgen, was ich mit Mühe verhinderte. Während wir noch beratschlagten, was zu tun sei, hörten wir nicht weit von uns wütendes Gekläff eines einzelnen Hundes. Vorsichtig folgten wir der Fährte, und nach 150 Metern bot sich mir das unvergeßliche Bild, wie der schwerkranke Elch, das Haupt leicht gesenkt, mit den Vorderläufen nach dem ihn wütend angreifenden Hunde schlug. Ein Schuß auf den Hals machte der Szene ein Ende.

Der Elch, ein starker Achter, hatte von dem einen Treiber im Geäse einen Posten erhalten, der den Unterkiefer und den Lecker leicht verletzte. Meine Kugel, ein Mitzleben-Geschoß traf die rechte Flanke, zerriß die Lunge und saß unter dem linken Vorderblatt. Der Hund, der den Elch stellte, war von den Treibern abgekommen und auf ihn gestoßen.

Während wir unser Frühstück aßen, erschienen mit sehr trüben Mienen die Treiber, die den anderen Elchen gefolgt waren. Sie hatten nicht gemerkt, daß ein Stück sich von dem Rudel trennte, und riesengroß war die Freude, als sie meinen Elch sahen, der schätzungsweise sechs bis sieben Zentner wog.

—o—

Das seltsamste Hotel der Welt

Das Werk eines Amerikaners: ein Monument der japanischen Seele als Treffpunkt internationaler Gesellschaft. — Nervöse Weiße, miauende Tänzerinnen, japanische Familientage.

Von Hans Hillebrand.

Im Fernen Osten gibt es drei Stätten, wo sich wenigstens einmal im Leben die verwöhntesten Globetrotter unfehlbar begegnen: der Johnson's Bier in Singapore, der Schaukel-

---

aus dem Innenzustand der Sonne heraus allein entstehen. Im übrigen kann durch nennenswert verstärkte Sonnenflecke die Wärmewirkung beeinträchtigt werden; daher ist es möglich, daß wir im Februar eine Zeit lang winterliche Kälte haben werden.